

VOM STAUB DER WERKE

ÜBER DIE VERGÄNGLICHKEIT IRDISCHER WERKE

Die Tat muss nicht ewig sein, um wirklich gewesen zu sein.

Es gibt Dinge, die der Mensch baut, damit sie bleiben: Häuser und Mauern, Brücken, Städte, Bücher, Namen. Er setzt Stein auf Stein und nennt das, was daraus entsteht, sein Werk. Vielleicht schreibt er seinen Namen darüber, stellt ihn in Metall über ein Tor, ritzt ihn in Stein oder trägt ihn in die Bücher derer ein, die nach ihm kommen. Für einen Augenblick scheint es, als hätte er der Zeit etwas abgerungen.

Doch die Zeit nimmt nichts persönlich. Sie kommt nicht als Feind und nicht mit einem Hammer. Sie kommt als Wind. Ein wenig Staub liegt auf dem Stein, ein Riss zieht sich durch die Mauer, eine Kante bricht, Gras wächst dort, wo einmal ein Weg war. Und irgendwann steht vielleicht nur noch ein Rest. Vielleicht nicht einmal das.

Kohelet hat diesen Gedanken mit einer Nüchternheit ausgesprochen, die bis heute nichts von ihrer Schärfe verloren hat: Was der Mensch tut, baut und erwirbt, bleibt dem Vergehen nicht entzogen. Auch das große Werk entkommt dem Windhauch nicht.

Shelley gibt ihm ein Bild. Ein König wollte bleiben, nicht nur in seiner Zeit, sondern in der Zeit selbst; sein Anspruch wurde in Stein geschrieben. Doch als der Wanderer die Statue findet, ist von der Herrschaft nur ein zerbrochenes Zeugnis übrig, und der Name ist größer als das, was von ihm geblieben ist.

Ringsum: Sand.

Das ist die Härte des Bildes. Nicht einmal das Werk ist geblieben, das den Anspruch auf Dauer verkünden sollte.

Aber vielleicht liegt hier eine Verwechslung, die sich lösen lässt. Dass ein Werk vergeht, bedeutet noch nicht, dass es vergeblich war.

Die getragene Distanz beginnt mit einem Riss. Der Mensch tritt aus der unmittelbaren Einheit mit der Welt heraus, und zwischen ihm und dem, was ihn umgibt, entsteht Abstand. Auch die Zeit ist eine Form dieses Abstands: Sie lässt das Vergangene zurücktreten. Sie nimmt uns das Gestern nicht, weil es wertlos gewesen wäre, sondern weil es vergangen ist.

Diese Distanz möchte der Mensch häufig wieder schließen. Er möchte etwas schaffen, das nicht vergeht, und baut deshalb nicht nur Häuser, sondern an seiner eigenen

Unvergänglichkeit. Sein Werk soll von ihm zeugen. Sein Name soll bleiben. Seine Tat soll beweisen, dass er da war.

Darin liegt eine Versuchung. Denn wer verlangt, dass seine Tat bleiben muss, macht ihren Wert von ihrer Dauer abhängig. Aus dem Werk wird ein Beweisstück, aus dem Handeln eine Rechnung, aus dem Leben ein Versuch, der Zeit etwas abzuringen. Und plötzlich genügt es nicht mehr, dass etwas wirklich war — es muss fortbestehen.

Das erste Buch schlägt einen anderen Weg vor. Es sagt nicht: Alles vergeht, deshalb ist nichts von Bedeutung. Es sagt etwas Schwierigeres:

Alles vergeht — und die Bedeutung liegt anderswo als in der Dauer.

Eine Hand, die einem anderen geholfen hat, wird irgendwann nicht mehr da sein. Der Tee, den jemand einem Müden einschenkte, wird ausgetrunken. Der Stuhl, der für einen anderen freigehalten wurde, wird irgendwann leer sein — das sind die Bilder des zweiten Buches, und keines von ihnen überdauert. Eine Stimme verstummt, eine Mauer fällt, ein Name verblasst, eine Erinnerung wird schwächer.

Die Handlung wird dadurch nicht unwirklich. Sie war.

Vielleicht ist das die eigentliche Zumutung der Endlichkeit:

Wir dürfen das Gute nicht dadurch retten, dass wir ihm Ewigkeit versprechen.

Die Vergänglichkeit widerlegt das menschliche Handeln also nicht. Sie steht daneben. Der Mensch handelt nicht in einer Welt, in der alles gesichert bleibt, sondern in einer, in der nichts garantiert, dass seine Tat Bestand haben wird — und er handelt trotzdem. Nicht, indem er den Stein für immer aufrichtet, sondern indem er ihn aufrichtet, obwohl er weiß, dass auch dieser Stein fallen kann. Nicht, indem er den Riss schließt, sondern indem er am Riss bleibt. Nicht, indem er die Welt vor dem Vergehen bewahrt, sondern indem er ihr begegnet, solange sie ihm gegeben ist.

So verändert sich auch der Blick auf Ozymandias. Der zerbrochene König ist nicht nur

das Bild eines gescheiterten Menschen. Er ist das Bild eines Menschen, der Dauer mit Bedeutung verwechselt hat. Seine Tragödie besteht nicht darin, dass sein Reich vergangen ist — das ist die gewöhnliche Wahrheit aller Reiche. Sie besteht darin, dass sein Werk seinen Wert aus dem Überdauern beziehen sollte, und nun ist der Maßstab verschwunden.

Der Sand hat ein Urteil gesprochen, aber er sagt nicht: Es war nichts.
Er sagt nur: Es bleibt nicht.
Das ist etwas anderes.

Damit führt die Vergänglichkeit in die zweite Bewegung der Trilogie. Wenn nichts bleibt, wie es war, wird die Frage nach der Treue schärfer. Treue kann nicht bedeuten, etwas für immer festzuhalten, denn Menschen sind keine Denkmäler: Beziehungen verändern sich, Körper altern, Stimmen verstummen, Menschen gehen fort, und auch der Andere bleibt niemals vollständig verfügbar. Die Treue der Getragenen Treue besteht deshalb nicht in Dauer als Besitz, sondern im Bleiben unter den Bedingungen der Endlichkeit. Der Andere ist nicht mein Werk. Ich kann ihn nicht festhalten und nicht gegen die Zeit versichern. Ich kann nicht garantieren, dass unsere gemeinsame Geschichte bestehen bleibt — und ihm dennoch heute antworten. Das ist eine andere Form von Dauer: nicht die des Gegenstandes, sondern die Wirklichkeit der Beziehung.

Und schließlich führt sie in Die getragene Fügung. Denn wenn auch das eigene Werk vergeht, fällt die letzte Zumutung der Selbstbegründung. Ich bin nicht derjenige, der alles zusammenhalten muss. Ich muss nicht der Grund dafür sein, dass mein Leben Bestand hat, und nicht dafür sorgen, dass aus allem, was geschieht, am Ende ein Denkmal entsteht. Die Erde trägt meinen Schritt auch dann, wenn niemand ihn erinnert. Der Morgen kommt auch ohne meinen Namen. Der Wind geht über die Mauer, ohne zu wissen, wer sie gebaut hat.

Vielleicht liegt darin eine Entlastung.

Nicht alles muss gerettet werden.
Nicht alles muss bleiben.
Nicht alles muss auf mich zurückweisen.

Am Ende steht deshalb nicht Ozymandias, nicht der große Name im Stein, nicht die Forderung: Seht, was ich geschaffen habe. Sondern etwas viel Kleineres.

Eine alte Mauer. Man sieht nicht mehr, wie viel von ihr einmal da war. Daneben eine Mulde, darin liegt Sand. Niemand hat ihn dorthin getragen; er ist einfach gekommen. Vielleicht war hier früher nur Stein. Vielleicht wird auch der Sand eines Tages weiterziehen.

Nichts daran ist ein Untergang. Nichts daran ist eine Katastrophe. Es ist nur die Welt, die sich verändert.

Der Stein darf fehlen.
Der Sand darf bleiben.
Das Werk darf vergehen.

Die Tat muss nicht ewig sein, um wirklich gewesen zu sein. Und der Mensch darf gehen, ohne dass dadurch alles, was er getan hat, nichtig wird.

Denn die Vergänglichkeit nimmt dem Guten nicht seine Wirklichkeit.

Sie nimmt ihm nur den Anspruch, ewig bleiben zu müssen.